Der verkannte Hans

Karl Hans Strobl

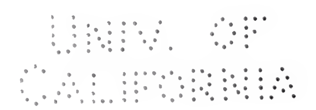
Der verkannte Hans

von

Carl Strobl.

Mit 17 Bildern von Th. Zajaczkowski.

Zürich
Verlag von Caesar Schmidt
1898.



Inhalt.

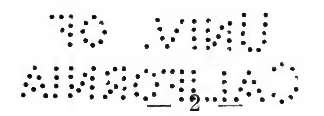
Zur Einführung.

Die Redaktion der angesehenen Zeitung „Die Volkstrompete“ erhielt eines Tages nachstehenden Brief:

„Geehrter Herr Redakteur!



achdem der alte Hauptmann, der fast jeden Abend bei uns zu Gaste weilt, und der fortwährend mit dem linken Auge zwinkert, neulich zu Papa sagte, daß Sie Beschwerden aus dem Publikum in Ihrem geschätzten Blatte bereitwillig Raum geben, richte ich an Sie die Bitte, sich auch meiner annehmen zu wollen. Verkannt von der Welt, gehaßt



von den nächsten Angehörigen, wie ein Wild fast zu Tode gehetzt, stehe ich armer Junge hilflos da, schon nahe am Rande der Verzweiflung. Gestatten Sie daher, Herr Redakteur, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit besonders krasse Fälle von Vergewaltigung meiner Person behufs Veröffentlichung mitteile, damit Sie und Ihre gerecht denkenden Leser beurteilen können, wie unschuldig ich leiden muß.

Ihr ergebener Freund Hans."

Die Herren von der „Volkstrompete", welche allen sozialen Übelständen mit Mut und Ausdauer zu Leibe rücken, entschlossen sich sofort, der begründeten Bitte des armen, kleinen Dulders zu willfahren, in der zuversichtlichen Hoffnung, dessen Peiniger durch deren öffentliche Brandmarkung eines Besseren zu belehren. So gelangte die Leidensgeschichte des verkannten Hans in die Zeitung und sie erweckte die innigste Teilnahme der Leser, durch welchen Umstand wir uns veranlaßt fühlten, dieselbe nunmehr auch in Buchform zu veröffentlichen.

I.

Der deutsche Aufsatz.

Herr Schnalzer ist mein Hauslehrer und zugleich mein ärgster Feind. Die Hälfte der Prügel, die ich das Jahr hindurch bekomme, habe ich ihm zu verdanken, trotzdem ich ein fleißiger und folgsamer Schüler bin. Gestern hatte ich fürchterlichen Verdruß, weil Herr Schnalzer mit meinem deutschen Aufsatz nicht zufrieden war und denselben meinem Papa, der natürlich nicht dem eigenen Kinde, sondern dem Fremden die Stange hält, zum Lesen gab. Herr Schnalzer gab mir das Thema „Der Hase“ zur Ausarbeitung auf und er sagte ausdrücklich, daß ich in dem Aufsatze alles sagen möge, was ich über den Hasen weiß. Das habe ich gethan, und trotzdem war die Arbeit nicht recht. Liebe Leser, bildet Euch selbst ein Urteil.

Der Hase.

Hasen sind Tiere, welche ein Fell haben, und die entweder auf den Hinterfüßen oder im Pfeffer sitzen. Es gibt Feldhasen und Kaninchen, welche sich von einander dadurch unterscheiden, daß die ersteren gewöhnlich in schwarzer Sauce bereitet werden, während man Kaninchen in Semmelbröseln und Schmalz bäckt. Es giebt Wirte, die sagen, es wären Backhühner, Hasenfelle sind zwar nicht genießbar, aber in der Judengasse verkäuflich. Mancher hat mit Hasenfellen angefangen und als Millionär aufgehört. Feldhasen sind sehr scheu und laufen vor dem Jäger davon. Kaninchen sind viel mutiger, weil sie wissen, daß in ihren Stall kein Jäger kommt. Es giebt auch Hasenfüße, das sind Leute, die auch gleich vor allem davonlaufen. Papa ist ein solcher Hasenfuß; denn so oft er vom Fenster aus den Mann kommen sieht, dem wir schuldig sind, läuft er wie verrückt in's letzte Zimmer, und Mama sagt dann, Papa wäre nicht zu Hause, was dem Manne nicht angenehm zu sein scheint. Ich wollte schon einmal den kolossalen Spaß machen und zu dem Fremden sagen: „Schauen Sie doch in das letzte Zimmer." Dort hätte er Papa gefunden, und das wäre zum Totlachen gewesen. Ich unterließ es aber, da Papa keinen Scherz versteht. Mein zukünftiger Schwager Wilhelm hat eine

große Ähnlichkeit mit einem Hasen, so daß ich glaube, er stamme aus einer Hasenfamilie. Als wir neulich große Gesellschaft hatten, brachte ich mein Kaninchen in den Salon und hielt es an den Löffeln in die Höhe, indem ich zu den anwesenden Gästen sprach: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie das getreue Ebenbild des Herrn Wilhelm.“ Statt nun, wie alle übrigen, über den Witz zu lachen, wurde Wilhelm rot, wie seine Kopfhaare und sprach den ganzen Abend kein Wort zu mir, während mir meine Schwester heimlich einige Püffe versetzte. Rote Hasen sind überhaupt nichts wert, und werde ich mich daher mit Wilhelm gar nicht mehr abgeben. Ich liebe nur die weißen und die scheckigen Kaninchen. Man kann auch aus weißen scheckige machen. Mit Kopiertinte geht es besser als mit Stiefelwichse, doch haben es manche Hasen nicht gern, wenn man sie bemalt. Dadurch unterscheiden sie sich von meiner Schwester, die sich täglich die Wangen färbt. Wegen der paar Leberflecken brauchte sie nicht so viel Farbe zu verpatzen. Wilhelm heiratet sie ohnehin nur weil er glaubt, sie bekäme einige tausend Gulden mit. Papa sagte aber einmal, sie kriege außer seinem Segen höchstens noch eine kleine Ausstattung, die er auf Pump nehmen will. Wird Herr Wilhelm nach der Hochzeit Augen machen! Ich freue mich schon herzlich darauf. Sein Schneider fragte mich

neulich, ob es wahr wäre, daß meine Schwester zehntausend Gulden Mitgift bekäme. Ich sagte ja, damit der Schneider glaube, Papa wäre ein reicher Mann, der uns Kinder so ausgiebig bemitgiften könne. So rede ich meinen Leuten immer nur zum Besten, während sie von mir stets nur schlecht sprechen. Und dies ist alles, was ich über den Hasen weiß.

II.

Er will die Gesellschaft erheitern.

Liebe Leser, seid Ihr schon in kummervollen Nächten weinend auf Euren Betten gesessen? Ich bin es die verflossene Nacht, so wahr mir Goethe helfe; denn gestern Abend gab es wieder, eines harmlosen Spaßes wegen, schrecklichen Verdruß. Wir hatten Gesellschaft, und auch Herr Schnalzer kam, um sich wieder einmal für einige Tage satt zu essen. Papa und Mama waren etwas verstimmt, da sie kurz vorher heftig mit einander gestritten hatten, und so wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen. Ich hielt es daher als Sohn des Hauses für meine Pflicht, durch einen gelungenen Witz Leben in die Gesellschaft zu bringen. Nun hatte ich zufällig vormittags bei einem Schulkameraden ein Päckchen Juckpulver gegen eine leere Sardinenbüchse eingetauscht, und darauf baute ich

meinen Plan. Juckpulver ist ein Pulver, welches auf die Haut gestreut, ein lästiges Jucken verursacht, das umso heftiger wird, je mehr man kratzt. Juckpulver ist polizeilich verboten, darum besitzen es so viele Leute.

Ich ging unter allerlei Vorwänden und harmlosen Redensarten von einem zum anderen und streute jedem unbemerkt ein wenig von dem Pulver in das Genick und auf die Hände. Liebe Leser, Ihr hättet Euch totgelacht, wenn Ihr gesehen hättet, wie sich nach und nach die Leute geberdeten. Zuerst bemerkte man nur ein heimliches Kratzen der Hände und schüchternes Hin- und Herbewegen der Köpfe. Keiner hatte eine Ahnung, woher das geheimnisvolle Jucken kam, und jeder wollte es so gut als möglich verheimlichen. Ich hörte, wie Papa leise zu Mama sagte, warum sie so nachlässig in den Betten nachsehe.

Durch das fortgesetzte, wenn auch verschämte Reiben wurde die Wirkung des Pulvers immer heftiger und so kam es, daß das unausstehliche Gefühl die Leute plötzlich alle Rücksichten vergessen ließ, und bald bewegten sich die Köpfe immer rascher und in den komischsten Windungen, so daß ich glaubte, eine Herde Pferde vor mir zu haben, denen man Stechfliegen in die Ohren gesetzt hat.

Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. Nun wurde aber auch die Sache zu Gespräch gebracht. Der Hauptmann behauptete, es läge eine allgemeine Vergiftung durch den Wein vor. Herr



Wilhelm schrie laut um Hilfe, und die Damen riefen nach dem Arzte.

Da erhob sich mein Todfeind, Herr Schnalzer, und indem er einen wütenden Blick auf mich warf, sprach er: „Meine Herrschaften, wir alle sind

von einer Epidemie ergriffen, nur Hans blieb verschont."

Papa ließ Herrn Schnalzer gar nicht ausreden, sondern packte mich am Arme und riß mich vom Stuhle, wobei mir das Päckchen mit dem Reste von dem Pulver, des Rätsels Lösung, entfiel.

Ohne ein Wort zu sprechen, führte er mich in das Vorzimmer hinaus, und er hatte nicht einmal so viel Lebensart, vorerst den grinsenden Burschen des Hauptmannes, dessen Mund von einem Ohr zum anderen reicht und dessen Nasenlöcher nicht unten, sondern vorne angebracht sind, wegzuschicken, so daß dieser Zeuge des folgenden Vorfalles wurde. Ich wollte doch nur Leben in die Gesellschaft bringen. Da ich nicht gut gehen konnte, trug mich Resi in meine Kammer, wo ich lange weinend und hungernd auf dem Bette saß: denn ich hatte nicht einmal ein Stück Brot, um es in Thränen zu essen.

III.

Ein verhängnisvoller Abend.

Ich habe mich mit dem Hauptmann ausgesöhnt, und ich finde, daß er gar kein so schrecklicher Mensch ist. Er rief mich gestern Abend, als außer uns beiden gerade niemand im Zimmer war, zu sich und sagte überaus freundlich zu mir: „Hänschen, Du bist ein verdammter Galgenstrick, der alle Welt zum Besten hält. Trotzdem habe ich Dir heute Dinge mitgebracht, die Dir Freude machen werden. Allein Du mußt mir versprechen, mich künftig mit Deinen Spitzbübereien zu verschonen. Treibe Deinen Ulk mit den anderen so viel Du willst; ich werde dazu lachen und jedesmal Deinen Vater zu besänftigen suchen. Mich aber lasse in Ruhe.“ Darauf öffnete er ein Paket und übergab mir ein Paar Sporen, eine Bajonnetscheide, einen Czako ohne Adler und eine verschossene Schützenschnur mit

Pfeifchen. Die Sachen sind schon sehr abgenützt, da sie aber von wirklichen Soldaten sind, freuen sie mich ungeheuer.

„Also wirst Du mir nochmals einen Schabernack anthun?" fragte er lächelnd. Darauf antwortete ich feierlich: „Herr Hauptmann, Sie brauchen keine Angst zu haben; denn Sie haben sich durch Ihr Geschenk meine Achtung erworben, und damit Sie sehen, daß ich es ernst meine, will ich diesen toten Goldfisch hier, den ich Ihnen heute in die Tasche Ihres Mantels stecken wollte, in den Ofen werfen."

„Also wir sind jetzt gute Freunde," sagte er und schüttelte mir derb die Hand; da ich aber kurz vorher unseren Schiebkarren mit Wagenfett geschmiert hatte, beschmutzte er sich seinen weißen Handschuh, was mir großen Spaß machte. Es kamen wieder viele Leute zum Nachtmahl, und alle bewunderten die Gegenstände, die mir der Hauptmann gebracht hatte, nur Herr Schnalzer sagte neidvoll, ich möge lieber zum Lernen sehen, anstatt Soldaten zu spielen. Ich achtete nicht auf seine Worte und spielte weiter. Ich hörte, wie Herr Wilhelm zu meiner Schwester sagte, man solle mich spielen lassen, sonst gäbe ich ohnehin der Gesellschaft keine Ruhe. Ich war sehr vergnügt und die anderen auch. Und doch kam es wieder zu einem Verdruß. Mama befahl nämlich dem Dienstmädchen einzuheizen. Kaum hatte

sich aber Resi beim Ofen zu schaffen gemacht, als sie einen gellenden Schrei ausstieß und wie verrückt aufsprang. Alle erschraken und der Hauptmann wollte schon den Säbel ziehen. „Es ist eine Schlange im Ofen!“ schrie Resi entsetzt. Die Damen kreischten wie Raben und sprangen auf den Tisch, wobei sie einiges Geschirr zerbrachen. Herr Wilhelm verkroch sich hinter Mamas Röcken und rief laut um Hilfe, während Herr Schnalzer zur Thür hinausstürzte.

„Sie sind nicht bei Sinnen, Resi,“ sagte Papa, „wie käme eine Schlange in den Ofen?“ Dabei sah er mich durchdringend an.

„Ich habe deutlich den glatten, feuchtkalten Körper gefühlt,“ stöhnte Resi und besah ihre Hand.

„Das ist ja der Goldfisch!“ platzte der Hauptmann heraus, „den Hänschen vorhin hineingeworfen hat.“

Die Leute stiegen sofort vom Tische herunter.

„Was sind das wieder für dumme Streiche?“ sagte Papa, nachdem er mir einige mittelmäßige Püffe versetzt hatte. „Augenblicklich nimmst Du den Fisch heraus und trägst ihn der Katze in den Hof.“

Ich gehorchte und traf draußen Herrn Schnalzer, der mich fragte, ob wirklich eine Schlange im Ofen gewesen sei.

Ich antwortete: „Ja, hier habe ich sie." Dabei fuhr ich ihm mit dem Fische über das Gesicht.

Er machte entsetzt aufschreiend einige Schritte zurück und fiel rücklings in die offene Mistgrube.



Ich dachte, wenn es ihm unten nicht gefiele, würde er schon wieder heraufkommen, und da ich weiter spielen wollte, begab ich mich zur Gesellschaft zurück. Auch wollte ich einen sehr gelungenen Witz machen.

Ich schlich mich von rückwärts an Herrn Wilhelm heran und that mit dem Schützenpfeifchen einen

gellenden Pfiff in sein rechtes Ohr, worüber er so erschrak, daß ihm sein Zwicker in die Suppe fiel.

Da stürzte plötzlich unser Kutscher herein. Am ganzen Leibe zitternd, sagte er zu Papa:

„Gnädiger Herr, in der Mistgrube ist ein Gespenst!"

Die Damen und Wilhelm wollten wieder auf den Tisch springen, was aber Papa wegen des teueren Geschirres nicht zuließ. Sie begnügten sich daher, gleich dem Kutscher kreidebleich zu werden und wie Espenlaub zu zittern.

„Ihr seid heute alle verrückt," sagte Papa zu Johann. „Die eine hält Goldfische für Schlangen, der andere Katzen für Gespenster."

„O, es ist keine Katze, gnädiger Herr, ich habe bereits sechs Kübel Wasser hinabgeschüttet, da wäre eine Katze längst auf und davon. Kommen Sie doch nur mit hinunter, damit Sie den Geist wimmern hören. Ich habe den Deckel geschlossen, daß er nicht entwischen kann."

„Vielleicht ist es Herr Schnalzer," warf ich gleichgiltig hin. Da waren alle wie elektrisiert, und jeder versicherte, daß ihm die längere Abwesenheit Schnalzers gar nicht aufgefallen wäre. Man stürmte insgesammt in den Hof hinab, ich aber zog mich in meine Kammer zurück, da ich vom Spielen müde war. Es ging mir im Geiste vor, als hätte Papa heute

noch mit mir etwas zu sprechen; ich blieb daher angekleidet, trennte von einem alten Muffschachteldeckel den Rand ab und steckte mir die Scheibe rückwärts in die Hose. Papa kam wirklich sehr aufgebracht herauf und sagte, daß sich Herr Schnalzer zwar nicht verletzt habe, da etwas Mist in der Grube war, daß er aber vor Schreck das Bewußtsein verloren hatte, in das man ihn erst mit vieler Mühe zurückgebracht habe. Und ich natürlich wurde wieder zum Schuldtragenden gestempelt, wozu Papa meine Bajonnetscheide benützte. Glücklicherweise that der Pappdeckel gute Dienste.

IV.

Das Hündchen der Stadträtin.

Liebe Leser, Ihr glaubt nicht, wie bitter es ist verkannt zu sein, gehaßt von einer Welt, die ich so liebe und deren Wohl mir stets am Herzen lag. Kann ich dafür, daß Papa keinen Spaß versteht und jeden harmlosen Scherz für ein Verbrechen ansieht? Ist es meine Schuld, daß Herr Schnalzer meinem Ideengange nicht zu folgen vermag? Bin ich dafür verantwortlich, daß meine Schwester eine dumme Gans ist, die ihren verblödeten Bräutigam behütet, wie die Henne ihr Küchlein? Ihr könnt unmöglich begreifen, wie sehr sich meine von Tag zu Tag anwachsende Männlichkeit gegen die unwürdige ungerechte Behandlung aufbäumt, deren Opfer zu sein mich ein brutales Schicksal bestimmt hat. Der Hauptmann ist der einzige, der mich versteht, der eine Ahnung von meinen Seelenvorgängen

hat, und erst neulich sagte er, daß ich einer der bedeutendsten Buben des 19. Jahrhunderts wäre. Wie weh thut es mir, diesen edlen Mann wegen seines zwinkernden Auges heimlich verlacht zu haben! Wie sehr bereue ich es, daß ich einmal seinen Säbelgriff mit Honig bestrich und daß ich in seinen Wein kürzlich ein Löffelchen Rhabarber mischte!

Warum müssen gerade die besten Menschen am meisten leiden? Ist Herr Schnalzer nicht ein Glücklicher im Verhältnisse zu mir, obwohl er ein zehnmal schlechteres Los verdiente? Seine Frau schlägt ihn blos hie und da, während ich Abend für Abend in das Bett geprügelt werde. Und waren das gestern Prügel? Prügel im landläufigen Sinne des Wortes? Oder war es nicht vielmehr ein Akt mittelalterlicher Inquisition, vollzogen an einem Unschuldigen? Und unschuldig war ich wie eine Kirchenmaus, wenn eine solche überhaupt so unschuldig sein kann wie ich. Die Geschichte nahm folgenden Hergang: Papa bemüht sich seit langem um eine Konzession, welche für seine Unternehmungen von großer Wichtigkeit sein soll, die ihm die Stadtverwaltung jedoch erst dann verleihen darf, wenn Herr Stadtrat Streiter, der das betreffende Referat führt, zu Papas Gunsten entscheidet. Papa erfuhr nun, daß Herr Streiter nur das thut oder vielmehr thun dürfe, was Frau Streiter will, und er beschloß daher, diese Dame

für sich zu gewinnen. Mama mußte trotz ihrer Zahngeschwulst sofort zur Stadtratsfrau, um dieselbe zur Jause zu laden; sie ging übrigens gerne hin, da Papa ihr ein neues Kleid versprach, wenn Frau Streiter wirklich käme. Und sie kam. Ich erschrak sehr, als ich sie sah. Herrn Schnalzers Gattin, die wie eine Hexe aussieht, ist ein Engel gegen die Stadträtin. Ich bedauere Herrn Streiter von ganzem Herzen. Als sie mich erblickte, wollte sie mir einen Kuß geben; ich sagte aber ruhig: „Gnädige Frau, ich küsse grundsätzlich nur hübsche Damen, aber ich würde Ihnen gerne ein gutes Trinkgeld geben, wenn Sie Herrn Wilhelm, den ich hasse, küssen würden.“ Frau Streiter wurde bei diesen Worten ganz braun im Gesicht, und Papa gab mir mit dem Fuß einen tückischen Stoß. Warum, weiß ich nicht. Meine Eltern zerrannen förmlich in Demut. Mir ekelte, und ich beschloß, einstweilen in den Hof zu gehen, da ich mir ohnehin schon lange vorgenommen hatte, unser Stallfenster zu vermauern.

Jetzt erst bemerkte ich, daß Frau Streiter einen schönen, kleinen Seidenpintscher mit schneeweißen Haaren mitgebracht hatte, ein niedliches Tier, das mir sehr gefiel. Ich sagte daher zu Frau Streiter: „Gnädige Frau, ich will Ihr Hündchen in unseren großen Garten führen, wo es sich ein wenig aus-

tollen kann.“ Frau Streiter antwortete freundlich: „Thue dies, mein Kind, denn der Arzt hat Ali ohnehin viel Bewegung in frischer Luft verordnet, da das Tierchen zur Fettsucht neigt. Achte aber, daß es sich nicht zu sehr erhitzt.“ Ich erwiderte, daß ich viel von der Medizin verstünde, und daß Ali in meinen Händen wohl aufgehoben sei. Ich ging aber mit dem Hunde nicht gleich in den Garten, sondern in unser letztes Zimmer, da ich einen köstlichen Einfall hatte. Ich wollte unseren Kater hereinholen und zwischen diesem und Ali einen Ringkampf veranstalten, was bei Dickleibigkeit sehr gut sein soll. Weil Ali nicht allein im Zimmer bleiben wollte und zu heulen anfing, beschloß ich, ihn einstweilen in den Kachelofen zu sperren, was mir jedoch nicht so leicht gelang, da das Thürchen ein wenig zu klein war. Es ging aber doch. Ich wollte eben zur Thür hinaus, die Katze zu holen, als der Hund gräßlich zu winseln begann, da er sich wahrscheinlich in dem finsteren Ofenloch fürchtete, was ich ihm übrigens nicht übelnehmen konnte. Ich stand daher von meinem Plane ab und befreite ihn aus seiner Lage. Wie erschrak ich aber, als ich wahrnahm, daß sein weißes Seidenfell über und über mit Ruß beschmutzt war. Um einem Verdruß auszuweichen, mußte ich natürlich bedacht sein, Ali einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Ich

trug ihn zu diesen Zwecke in den Stall, füllte einen Tränkeimer mit Wasser und steckte den sich gräßlich Sträubenden hinein. Trotz aller Anstrengung vermochte ich nicht den fettigen Ruß von den wolligen Haaren abzubringen. Ich nahm daher des Kutschers Seife und seifte ihn tüchtig ein, so daß er bald in dichten Schaum gehüllt war. Da kam mir plötzlich die großartige Idee, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und ein bischen Friseur zu spielen. Ich holte Papas Rasiermesser und dessen Papierscheere herbei und fragte Ali sehr höflich: „Haarschneiden und Rasieren angenehm, junger Herr?“ Da er nichts erwiderte, sondern nur mißmutig brummte, ging ich sofort an die Arbeit und begann vorerst die langen Haare abzuschneiden. Ich hatte ihn auf dem Schoß, und er war ruhig, da ihm die Wärme wohlzuthun schien. Als ich aber mit dem Rasieren begann, da wurde er ungeberdig und heulte wie ein unartiger Junge. Ich trug ihn daher zu unserer alten Drehbank, in welche ich ihn leicht einspannte, und da ich ihm den Mund verband, so ging es jetzt ausgezeichnet, so daß er nach kurzer Zeit dastand wie ein splitternacktes Kind. Ich hatte ihn auch blos zweimal ein wenig geschnitten, worüber er sich sehr aufhielt. Das thun übrigens alle Leute, denen es widerfährt. Als ich aber Ali jetzt so recht betrachtete, gefiel er mir gar nicht, und es

ekelte mich vor seiner rosigen Haut. Ich dachte nun ernstlich darüber nach, wie ich das ändern könnte. Wohl wäre es das beste gewesen, Ali ganz mit Gummi arabicum zu bestreichen und dann in Watte oder Bettfedern zu wälzen. Woher aber schnell das Material nehmen?



Ich mußte daher von dieser Absicht abstehen und war schon ganz verzweifelt, als plötzlich mein Auge auf den Topf mit grüner Lackfarbe fiel, mit welcher unser Kutscher heute den Wirtschaftswagen anstreichen wollte. Ich dachte, es wäre besser wie nichts, und begann sofort Ali grün anzustreichen. Er hielt sich ziemlich ruhig, da ihm die kühle, milde

Farbe gut zu thun schien. Als ich fertig war, gefiel mir der Hund aber erst recht nicht. Er kam mir wie ein überirdisches Wesen vor, und es wurde mir ganz unheimlich zu Mute. Ich beschloß daher, ihn seiner Herrin zurückzubringen und verließ mit ihm den Stall. Auf der Treppe fiel mir ein, ob es auch Frau Streiter recht sein würde, daß ich ihr Hündchen so stark verändert hatte. Um nicht ein Langes und Breites anhören zu müssen, öffnete ich blos ein wenig die Thür und ließ Ali hineinschlüpfen, worauf ich wieder die Treppe hinabeilte. Auf der untersten Stufe angelangt, hörte ich von oben einen markerschütternden Schrei und dumpfes Gepolter. Ich wollte zum Hause hinausstürzen, als Herr Schnalzer eben zum Thore hereinkam und mich am Kragen faßte. In diesem Augenblicke sprang auch schon Papa herbei, wütend schreiend, daß ich ihm seine Konzession verpanscht hätte. Was dann noch folgte, will ich nicht beschreiben. Herr Schnalzer mußte, ohne mir eine Stunde gegeben zu haben, weggehen, da ich nicht auf dem Stuhle sitzen konnte, was ich auch heute noch nicht recht kann. Sagt nun, liebe Leser, habe ich die Katastrophe verschuldet? Fragte ich Ali nicht ausdrücklich, ob Haarschneiden und Rasieren gefällig wäre?

V.

Allein zu Hause.

Gestern war ich den ganzen Tag allein zu Hause. Papa ist auf einige Tage verreist, und Mama ging mit meiner Schwester zu einigen befreundeten Familien auf Besuch, von wo sie erst spät abends, als ich schon schlief, heimkehrten. Ehe sie weggingen, hielten sie mir eine lange Predigt, und ich versprach brav zu sein. Es war mir recht langweilig so ganz allein zu Hause, und ich ging mißmutig von Zimmer zu Zimmer, darüber nachgrübelnd, wie ich die Zeit angenehm und doch nützlich verbringen könnte. Da ich wahrnahm, daß unsere große Salonuhr stehen geblieben, beschloß ich dieselbe aufzuziehen. Sie muß jedoch aus sehr schlechtem Material gemacht sein; denn kaum hatte ich eine Weile mit dem Schlüssel herumgedreht, als es einen lauten Knacks machte und das Werk wieder stille stand.

Es ist dies so mit der heutigen Schwindelware. Weil Papa jüngst sagte, er wolle die weißen Thüren und Fensterrahmen, welche schon ganz gelb geworden sind, überstreichen lassen, beschloß ich dies mit der grünen Farbe zu versuchen, welche dem Kutscher neulich übrig geblieben war. Grün ist doch nicht so heikel als weiß. Dann ist es ja auch recht hübsch und für die Augen gesund. Die Farbe reichte aber blos für den einen Flügel der Salonthür. Ich ließ daher den anderen einstweilen weiß, bis Papa neue Farbe nachschaffen würde. Die Thür, zur Hälfte weiß, zur Hälfte grün, machte einen sehr guten Eindruck. Da noch ein kleiner Rest im Topfe war, so überstrich ich auch die Gypsfigur, die auf dem Kachelofen steht. Auf einen grünen Ofen paßt doch keine weiße Figur! — Da von der Straße Lärm heraufdrang, sprang ich, den Pinsel in der Hand, an das offene Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Es war blos dem Fleischselcher ein Schwein durchgebrannt. Darum schrien die Leute so. Ich mußte mich vor Lachen schütteln, wobei mir der Pinsel entschlüpfte und einer vorübergehenden Dame auf die lichte Jacke fiel. Sie war darüber sehr aufgebracht; ich rief aber sehr höflich hinunter: „Machen Sie sich nichts daraus, Fräulein, es ist ja nur Oelfarbe!“ Sie sagte, Papa müsse ihr eine neue Jacke kaufen. Wie der schon ist. Wie lange

muß Mama betteln und schmollen, bis sie eine Jacke bekommt. Da ich also keine Farbe mehr hatte und auch der Pinsel auf der Straße lag, mußte ich mich wieder um eine andere Beschäftigung umsehen. Ich begab mich in Malwinens Zimmer, um ein wenig in ihrer Lade nachzusehen. Junge Mädchen haben mancherlei Dinge, die ein kleiner Knabe brauchen kann. Glücklicherweise ließ sie den Schlüssel stecken, wodurch mir große Arbeit erspart blieb. Meine Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht. Sie hatte gar nichts Vernünftiges im Kasten, was ich hätte verwenden können. Einige Stammbücher, Zeitungsannoncen, Photographien und ganze Stöße Briefe. Die Briefe Wilhelm's waren mit einem roten Bande zusammengebunden, auf welches sie den Namen des Schreibers gestickt hatte. Dieses Bündel steckte ich zu mir, da ich neugierig war, ob Wilhelm auch so dumm schreibe, als er aussieht. Da klopfte es an die Thür, und es trat ein Ladenbursche ein, welcher eine große Flasche und einen Brief für Malwine abgab. Er sagte, er sei vom Spezereiwarenhändler Pfeffermann geschickt. Ich erwiderte, daß meine Schwester nicht zu Hause wäre, daß ich aber die Sachen bestellen werde. Später fiel mir ein, daß es doch besser sei, den Brief zu öffnen, da derselbe eine wichtige, sofort zu erledigende Nachricht enthalten könnte. Es stand aber nur dummes

Zeug darin, das ich nicht recht verstand, da ich noch nicht verliebt war. Zum Schluß bat Pfeffermann, Malwine möge die Flasche Malaga, welcher schon dreißig Jahre alt ist, huldvollst annehmen. Da ich so alten Wein noch nie getrunken hatte, beschloß ich, ein wenig zu kosten. Der Wein schmeckte auch ganz ausgezeichnet, so daß ich mehrere Schlucke machen mußte. Da mir sehr heiß wurde, ging ich in den Hof, wohin ich die Flasche mitnahm, da ich sie dem Kutscher zeigen wollte. Er war aber ausgegangen. Da die Hühner und unser großer Hahn bettelnd um mich herumhüpften, wollte ich ihnen auch ein wenig von dem Wein geben. Weil sie jedoch aus der Flasche nicht trinken konnten, holte ich ein Stück Brot herbei, welches ich ausgiebig mit dem Wein tränkte. Die größere Hälfte gab ich unserem Pferde, während ich das übrige, in kleinen Stückchen, dem Hühnervolk vorwarf. Dem Pferde schmeckte es trefflich, und auch das Geflügel fraß gierig, nur der Kater roch blos dazu, ohne zu fressen.

Ich fing ihn daher ein und goß ihm ein wenig in das aufgesperrte Maul. Er schüttelte sich und mußte mehrmals heftig niesen und husten, worauf er eilends auf das Dach kletterte. Plötzlich drang aus dem Stalle lautes Gepolter und Getrappel. Ich sah hinein und erschrack sehr über unser Pferd,

das wie wütend mit allen Vieren ausschlug und sich loszureißen suchte. Ich schloß schleunigst die Thür zu. Da sprang mit einem Male der Hahn auf mich los und hieb mir mit dem Schnabel ein kleines Loch in die Nase, so daß ich blutete. Da-



bei entfiel mir die Flasche, welche am Boden zerschellte. Im Stalle tobte das Pferd immer ärger, und auf dem Dache stürmte der Kater wie wahnsinnig hin und her, so daß mir Angst und bange wurde. Da sprang der Hahn nochmals auf mich und alle Hühner folgten seinem Beispiele. Das Geflatter und Gekreische um meine Ohren herum

machte mich ganz verwirrt. Dabei zerrten sie an meinen Kleidern und hackten mit den Schnäbeln auf meinen Kopf los, so daß ich vor Schmerz schreien mußte. Eine Henne verwickelte sich mit den Krallen in meine Haare, was besonders weh' that. Ich schlug mit den Händen wie wütend um mich, und erst nach heißem Kampfe gelang es mir die Wohnug zu erreichen, wo ich erschöpft zu Boden sank. Ich weinte, denn mein Kopf schmerzte mich furchtbar. Ich hatte auf Herrn Pfeffermann großen Zorn, weil er durch seinen Wein das Ganze verschuldet hatte. Ich raffte mich daher auf und schrieb folgenden Brief:

Mein Herr!

Nachdem Sie durch Ihren Wein ein großes Unheil angestiftet haben, für das Sie Papa zur Verantwortung ziehen wird, ersuche ich Sie, künftig Ihren Malaga selbst zu trinken, widrigens Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben werden.

Achtungsvoll —

Ich wollte schon mit meinem Namen unterzeichnen, doch da fiel mir ein, daß Herr Pfeffermann den Wein nicht mir, sondern meiner Schwester geschickt hatte; ich unterschrieb daher: Malwine. Da gerade der Kutscher hereinkam, um mich zu fragen,

was mit dem Pferde geschehen sei, da es den ganzen Stall demoliert habe und jetzt wie betäubt am Boden liege, befahl ich ihm, den Brief sofort zu bestellen. Ich sagte, ich wisse nicht, was dem Pferde fehle, wahrscheinlich habe es ein wenig Kolik gehabt. Als der Kutscher zurückkam, erzählte er, daß Herr Pfeffermann über den Brief sehr bestürzt war, und daß er in aller Frühe kommen werde, um von dem Fräulein nähere Aufschlüsse zu erbitten. Da mir sehr schlecht war, beschloß ich, mich zur Ruhe zu begeben, obwohl ich gerne Mamas Heimkehr abgewartet hätte. Beim Auskleiden bemerkte ich, daß ich Wilhelm's Briefe verloren hatte, ich war aber schon zu müde, um nochmals in den Hof zu gehen, sie zu suchen. Man fand sie heute Morgen von den Schnäbeln der Hühner ganz zerfetzt, worüber Malwine sehr aufgebracht war. Hätte sie nicht den Schlüssel stecken gelassen. —

VI.

Der undankbare Fisch.

Ich schreibe heute mit den unangenehmsten Gefühlen. Im Zimmer ist es heiß wie in der Hölle, weil seit gestern ununterbrochen das Feuer im Ofen brennt. Nicht genug damit, muß ich in dicke Tücher gehüllt bei Tische sitzen und Lindenblütenthee trinken, so daß mir schon ganz elend zu Mute ist. Eigentlich sollte ich zu Bette liegen, aber ich bat so lange, bis man mir gestattete, aufzustehen. Es ist herzlos, einen kleinen Jungen, der gar nicht krank ist, so zu quälen. Ich bin über den dicken Fischhändler, der an allem schuld ist, sehr erzürnt, und ich werde ihm noch einen großen Schabernack anthun. Doch hört endlich, liebe Leser, was vorgefallen ist.

Für gestern Abend war wieder große Gesellschaft geladen, darunter auch der reiche Fischhändler Schill,

Papas neuester Freund. Der wollte es sich durchaus nicht nehmen lassen, einen ausgezeichneten Fisch, einen Riesenkarpfen, zur Tafel beizusteuern. Papa wollte anfangs ablehnen; allein Mama stieß ihn von rückwärts an und flüsterte ihm zu, er solle doch nicht so dumm sein, wenigstens käme die Geschichte billiger. Papa gab also Mamas Zustimmung, und ich bekam den Auftrag, den Fisch zu holen, weil die Dienerschaft mit den Vorkehrungen für den Abend vollauf beschäftigt war. Unbändig erfreut über meine wichtige Mission, stellte ich mir rasch eine Liste derjenigen Personen zusammen, bei welchen ich unterwegs eintreten wollte, ihnen den Fisch zu zeigen. Besonders die Damen, auf welche Mama böse ist, wollte ich mit dem wertvollen Geschenk ärgern.

Papa gab mir einen alten Polsterüberzug mit, in welchem ich den Fisch nach Hause tragen sollte. Dann hielt er mir eine lange Predigt, die mich aber gar nicht interessierte. Herr Schill, der sein Geschäft auf dem Fischmarkt am rechten Flußufer hat, folgte mir den Karpfen, der überaus groß und kräftig war, aus, und ich ging, den Sack auf dem Rücken, munter meines Weges. Als ich zur Ferdinandsbrücke kam, begann plötzlich mein Gefangener wie wütend zu strampeln, und ich hatte Mühe, den Sack festzuhalten. Klugen Sinnes erkannte ich bald,



daß das arme, seinem Elemente entrissene Tier von Durstgefühlen geplagt sei. Nicht nur Hunger, sondern auch Durst thut weh, besonders wenn man Fisch ist. Voll Mitleid stieg ich daher die Uferböschung hinab, um den armen Tantalus saufen



zu lassen. Kaum hatte ich aber den Sack geöffnet, als sich der Undankbare mit einem raschen Satz in das Wasser schwang, um auf und davon zu schwimmen. Zornig wollte ich nach seinem Schwanze haschen; allein ich verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Fluß. Ich war überzeugt, daß ich am Ende meines kummervollen Lebenslaufes angelangt sei, und es erfaßte mich eine gräß-

liche Stimmung; dann wurde mir ganz schwarz vor den Augen, und ich wußte nichts mehr von mir.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich entkleidet auf einem Bette, das einige dienstfreie Wachmänner und Leute von der Rettungsgesellschaft umstanden. Ich befand mich in dem Wachehäuschen an der Ferdinandsbrücke. Unter den Wachmännern befand sich einer, zu dem ich einmal in höchster Bestürzung sagte: „Herr Wachmann, in dem Hause dort ist ein Mord ausgebrochen!" Er lief wie ein gehetztes Reh hin; ich aber machte mich schnell aus dem Staube. Er erkannte mich nicht mehr, was mir sehr angenehm war. Ich nahm mir ernstlich vor, die Polizei nie mehr zum Besten zu halten, da dies ohnehin von den Raubmördern genügend besorgt wird. Nachdem ich wieder ganz zu mir gekommen war, fragten sie mich freundlich, wie es mir gehe, wo ich wohne und wieso ich in das Wasser fiel. Ich erwiderte, daß ich Üblichkeiten verspüre, da ich mehr an Bier und Wein gewöhnt bin, sodann sagte ich meine Adresse an, und ich fragte auch nach meinem Fisch. Als ich den Hergang erzählte, lachten alle, und der Inspektor mußte mir versprechen, erstens den Karpfen wieder einfangen und zweitens den Fischhändler, der durch sein dummes Geschenk das Unglück verschuldet hatte, wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens verhaften zu lassen

Die Rettungsmänner betteten mich dann auf eine Tragbahre, und trugen mich zu dem Ambulanzwagen, um mich nach Hause zu bringen. Ich sagte zu den Wachleuten, daß ich sie nach meiner Genesung besuchen werde, worüber sie sich sehr geschmeichelt fühlten. Auf der Straße waren viele Menschen angesammelt, und ich hörte, wie einige sagten: „Schaut diesen dummen Jungen an, der wollte einen Fisch saufen lassen." Ich wollte entrüstet sprechen; allein die Zähne klapperten mir vor Kälte, und dann dachte ich mir, daß es gescheidter sei, das ungebildete Volk mit stiller Verachtung zu bestrafen. Ich sagte daher nichts, sondern zog blos meine rechte Hand unter der Decke hervor und machte gegen die Spötter hin eine lange Nase. Ich war froh, als wir endlich mit dem düsteren Wagen unserem Hause zurollten. Dort angelangt, wurde ich von allen, sogar von Papa, mit Freuden begrüßt. Mama und Malwine küßten und streichelten mich, was ich gar nicht gewohnt bin, und letztere sagte, sie verzeihe mir alles, was ich ihr bisher angethan, nur weil ich wieder lebend da sei. Herr Wilhelm stellte sich, als ob er ein wenig weinen würde. Dieser Heuchler! Ich glaube, der wäre froh gewesen, wenn ich ertrunken wäre. —

VII.

Onkel Wastel.

Gestern Morgen kam ein entfernter Vetter von Papa, Herr Wastel, der in Protzenheim begütert ist, ganz unerwartet zu Besuch. Er sagte, er wolle mindestens drei Tage hier bleiben, und es wäre ihm recht, wenn er bei uns wohnen könnte, da er die Hotelwirtschaft hasse. Meine Eltern sagten mit Rücksicht auf die Protzenheimer Güter, die sich der kinderlose Herr Vetter wegen Raummangel nicht mit ins Grab nehmen kann, freudig und in uneigennütziger Weise zu, selbst wenn der Herr Vetter auch drei Wochen verweilen wollte. Herr Wastel ist ein kugelrunder, komischer, alter Mann, mit einem possierlich wackelnden Bauche, einer ausgedehnten Glatze und munter blinzelnden Schweinsäuglein. Seine Beine sind sehr kurz, dafür aber riesig dick, so daß ich glaube, er brauche zu einer

Hose mehr Stoff als Papa zu einem Überzieher. Sein Vorfuß ist so groß wie mein Baukasten, und seine Hand vermag einen Obstteller zu bedecken. Seine Nase hat die ansehnliche Form einer Gurke, nur daß sie nicht grün, sondern rot gefärbt ist; sie leuchtet wie eine Feuerlilie und ist mit einem kleinen Hörnchen geziert. Die Ohren nehmen sich aus wie die Henkel einer altrömischen Urne. Dies ist beiläufig das Bild des Herrn Wastel, zu dem ich auf Befehl von Papa „lieber Herr Onkel" sagen muß. Er war gestern den ganzen Tag außer Haus, da er viele Gänge zu machen hat, und er kehrte erst heim, als gerade zum Nachtessen hergerichtet wurde. Er hat einen sehr gesegneten Appetit und großen Respekt vor dem Hauptmann, der ihn ein wenig hänselte. Ich war abends sehr mißmutig, da ich gestern meine Prügel ausnahmsweise schon am Nachmittage bekam. Dies kam so. Ich und Nachbars Fritzchen wollten Feuerwehr spielen. Zwei sind zwar wenig für dieses Spiel, da aber sonst kein Junge zu finden war, mußte es auch so gehen. Wir dachten uns die übrige Mannschaft im Geiste dazu. Der Stall bildete das Brandobjekt, und wir kletterten an einer Leiter zu dessen Dache empor. Ich sagte zu Fritzchen, es wäre gut, wenn wir jemanden hätten, den wir vor dem Feuertode retten könnten. Da fiel mir ein, daß bei Mama

eine Frau mit einem Wickelkinde zu Besuch ist. Ich schlich in das Zimmer und sah das Baby auf dem Divan schlafend liegen, während die Frauen in



eifrigem Gespräche am Kaffeetisch saßen. Ich ergriff das Kind, eilte mit ihm hinaus und trug es hinauf auf das Dach des Stalles, wo ich es in die Rinne legte. Dann kletterte ich rasch die Leiter hinunter und sagte zu Fritz:

„Sie, Löschmann, dort oben schwebt ein Menschenleben in Gefahr, es zu retten ist unsere Pflicht."

„Sehr wohl, Herr Löschmeister," antwortete Fritzchen, indem er sich anschickte, die Leietr zu



besteigen. Im selben Augenblick stürzten Mama und die Frau in den Hof, und die erstere schrie:

„Wo ist das Kind, Du Mistbub?"

Ich kann nicht leiden, wenn man zu einem Löschmeister Mistbub sagt, daher antwortete ich unwillig, indem ich nach der Dachrinne wies:

„Dort oben liegt es.“

Jeder vernünftige Mensch hätte nun erwartet, daß die fremde Frau sagen würde: „Lieber Hans, mein Kind ist noch zu klein zum Feuerwehrspiel, bringe es mir daher wieder in den Schoß.“ Die Frau sagte aber nichts, sondern sie fiel rücklings zu Boden und rührte sich nicht. Es ist ein böses Zeichen unseres nervösen Jahrhunderts, daß die Leute über jede Kleinigkeit zu Tode erschrecken.

Während sich Mama um die Ohnmächtige beschäftigte, holte ich das Kind vom Dache herab und warf es zurück auf den Divan. Mama führte die Frau, die bald zu sich kam, gleichfalls in das Haus und ich spielte mit Fritzchen weiter. Wir kletterten auf dem Dache auf und ab und liefen in der Dachrinne hin und her, wie wir es bei den wirklichen Feuerwehrleuten gesehen. Plötzlich machte Fritzchen einen Fehltritt und stürzte kopfüber vom Dache hinab. Ich rief hinunter, er solle nur schnell wieder heraufkommen, da der Brand größere Dimensionen anzunehmen drohe. Als er keine Antwort gab, stieg ich hinunter und sah, daß er bewußtlos war. Ich hätte nicht gedacht, daß er so ein Schwächling ist, der gleich ohnmächtig wird wie ein Weib. Von der Überzeugung ausgehend, daß Ruhe bei solchen Zuständen am besten bekommt, ließ ich ihn liegen und verließ das Haus, um einen

Spaziergang zu machen. Vor dem Hause begegnete ich Fritzens Mutter, und ich sagte ihr, sie möge sich ihren verweichlichten Sohn holen, da ihm etwas unwohl geworden sei.

„Was ist geschehen?“ fragte die Frau zitternd, als wollte man sie im nächsten Augenblick auf den Scheiterhaufen stellen.

„Er ist blos ein bischen vom Dache gefallen,“ sagte ich gleichgiltig und ging weg.

„Da bist Du wieder schuld daran, Du verflixter Junge!“ schrie sie, während sie in unser Haus stürmte.

Also ich bin schuld, weil der Dummkopf einen Fehltritt that. Der Arzt konstatierte eine Gehirnerschütterung, und Papa soll die Heilungskosten zahlen, und deshalb bekam ich bereits vor der üblichen Zeit meine Schläge. Kinder mit so gebrechlichen Köpfen sollte man überhaupt nicht aus dem Zimmer lassen, da sie sonst nur anderen zum Schaden herumlaufen. Papa schüttelt täglich meinen Kopf, und doch hatte ich noch niemals eine Gehirnerschütterung.

Ich saß also sehr gedrückt in der Abendgesellschaft und hörte still den Quatsch an, der erzählt wurde. Herr Wastel gestand im Laufe des Gespräches, daß er große Furcht vor Gespenstern habe, und das war Wasser auf die Mühle des Hauptmanns, der nicht

müde wurde, Geistergeschichten zu erzählen. Auch die anderen gaben verständnisinnig manche gruselige Begebenheit zum Besten. Ich bedauerte den Onkel sehr, daß er keine Haare mehr hatte, die ihm hätten zu Berge stehen können. Er fürchtete sich sehr und sah oft scheu nach den dunklen Ecken des Zimmers, und als die Gäste weg waren, bat er Papa, zu erlauben, daß ich bei ihm schlafe. Papa gab lächelnd seine Einwilligung, und Resi erhielt den Auftrag, für mich im Fremdenzimmer ein Lager herzurichten. Indessen blieben Papa und Onkel Wastel noch beim Wein sitzen. Ich schützte vor, Resi zu helfen, benützte aber die Gelegenheit, einige Vorbereitungen zu einem Scherze zu treffen. Die Gegenstände, die ich dazu brauchte, steckte ich in einen Sack (es war auch unsere Katze darunter) und verbarg diesen unter dem Divan, auf welchem ich schlafen sollte. Als Resi das Zimmer verlassen hatte, löschte ich schnell die Lampe aus und goß ein wenig Wasser auf das Petroleum, sodann streute ich um den Docht der Kerze, die auf dem Nachtkästchen stand, Schießpulver und zeichnete an die Bettwand mit Schwefelhölzchen einen Totenkopf. Ich verbrauchte ein ganzes Paket Zündhölzer, da ich die Zeichnung ziemlich haltbar machen mußte. Sodann ging ich hinab, um den Onkel zu holen. Er hatte sich eben von Papa verabschiedet und war im Begriffe, die

Treppe hinaufzuklettern. Ich trat rasch in das Zimmer, um die Lampe anzuzünden, damit die Wandzeichnung vorläufig dem Auge des Eintretenden verborgen bleibe. Die Flamme zuckte fürchterlich und drohte jeden Moment zu verlöschen, was dem Onkel sehr unangenehm zu sein schien.

Ich sagte, er solle lieber die Kerze anzünden, da ich selbst dieses gespensterhafte Zucken der Lampe nicht ertragen könne.

„O sprich nichts von gespensterhaft, Hänschen," bat Herr Wastel, „schon das bloße Wort bringt mich um meine Fassung."

Er wollte die Kerze anzünden, doch unter lautem Gezisch explodierte das Pulver, und es blieb stockfinster im Zimmer. Da fiel sein Blick auf den phosphorescierenden Totenkopf, und er stieß einen Schrei aus, wie ein Kind, dem ein bellendes Hündchen nachläuft.

„Was ist Ihnen, Herr Onkel?" fragte ich ruhig.

„Sieh an die Bettwand!" wimmerte er.

„Ich sehe nichts, weil es finster ist, ich bin ja keine Katze," antwortete ich.

„Eben weil es stockrabenschwarze Nacht ist, mußt Du doch den leuchtenden Totenkopf an der Wand sehen?"

„Ich sehe nichts, aber ich glaube, daß Ihnen Ihre Phantasie einen tollen Streich spielt."

„Wie? Du siehst wirklich nichts?“ jammerte der dicke Mann weiter, „also wieder ein neuer Beweis, daß ich ein besonderes Auge für Geistererscheinungen besitze. eine Gabe, die der Teufel holen möge.“

Ich zündete die Kerze an, von welcher das Pulver weggebrannt war, und sagte: „Schauen Sie, bei mir zischt und verlöscht die Flamme nicht.“

„Weil die Gespenster ihr loses Spiel blos mit mir treiben,“ versicherte zähneklappernd der Onkel. Ich brachte ihn endlich so weit, daß er sich zu Bette begab, sodann verlöschte ich die Kerze, um deren Docht ich dann wieder Schießpulver häufelte. Ich legte mich auf den Divan und machte, als ob ich schliefe; in Wirklichkeit nahm ich meine Mundharmonika vor, zog die Decke über das Gesicht und blies eine langgezogene, eintönige Melodie. Als der Onkel die Töne vernahm, schrie er:

„Hänschen, hörst Du die ferne Geistermusik?“

Ich stellte mich, als wäre ich eben erwacht, und sagte, daß ich gar nichts hörte. Dann steckte ich den Kopf wieder unter die Decke und spielte das schauerliche Lied weiter. „Wenn nur erst diese Schreckensnacht schon vorüber wäre,“ winselte Onkel Wastel, so daß es mir fast leid that, die Sache angefangen zu haben; einmal begonnen, mußte sie aber zu Ende geführt werden. Ich hasse die Halbheiten im menschlichen Leben. Ich entzündete also unter der

Decke ein Streichholz, löschte es jedoch sofort aus und steckte das glühende Stäbchen zwischen die Zähne, mit dem glimmenden Ende der Mundhöhle zu. Sodann fachte ich die Glut durch Atemstöße zu einem stärkeren Leuchten an, was sehr unheimlich aussieht. Der Onkel, statt zu schlafen, schien mit gespannter Aufmerksamkeit auf die leisesten Vorgänge im Zimmer zu achten; denn als er meines Experiments ansichtig wurde, erhob er ein kolossales Geschrei, über welches ich so erschrak, daß ich das Zündholz schluckte.

„Hast Du das Gespenst mit dem Feuermaul gesehen, das eben an der Thür stand?" fragte er.

„Ich habe garnichts gesehen," antwortete ich gleichgiltig, „obwohl ich seit einer halben Stunde immer in der Richtung nach der Thür blickte."

„Merkwürdig über merkwürdig", ächzte der Angstmeier, „daß gerade nur mir die Geister erscheinen."

„Zünden Sie die Kerze an, lieber Onkel," meinte ich, „vielleicht beruhigt sich im beleuchteten Zimmer Ihre Phantasie."

„O, Hänschen, es sind keine Phantasiegebilde, die ich sehe, es ist Wirklichkeit. Doch Du hast Recht. Vielleicht verscheucht das Licht die unheimliche Gesellschaft."

Er stand auf und wollte Licht machen, doch

mit einem lauten Puff verlöschte dasselbe, und ich hörte den Onkel kreischend in das Bett zurückstürmen. Eine Weile blieb er ruhig, dann rief er meinen Namen und fragte:

„Liebes Hänschen, hörst Du nicht ein Krabbeln und leises Wimmern?“

Ich erwiderte, daß ich beim besten Willen nichts hören könne. Es war die Katze, die ich in dem Sack unter dem Bette hatte und der es schon zu langweilig wurde. Ich beeilte mich daher, den letzten Trumpf gegen den Onkel auszuspielen. Ich nahm die Katze unter meine Decke und band ihr Nußschalen an die Pfoten und eine Rakete an den Schwanz, welche ich entzündete. Wie von Furien gepeitscht und wild pustend fuhr sie durch das Zimmer und zum offenen Fenster hinaus, daß die Funken und Sterne der Rakete nur so flogen. Es wunderte mich sehr, daß diesmal der Onkel blos einen einzigen Schrei, der nicht einmal besonders stark war, ausstieß. Ich machte daher Licht und überzeugte mich, daß der Hasenfuß wirklich ohnmächtig geworden war. Ich goß eine Flasche Wasser über seinen Leib, und da dies zu wenig schien, schraubte ich rasch den Brenner von der Lampe und schüttete deren Inhalt über das Gesicht des Bewußtlosen. Petroleum gilt als gutes Hausmittel bei mancherlei Krankheiten, gegen Ohnmacht nützt es aber nichts. Meine Pflicht als

Samaritaner war es aber, den Leblosen rasch wieder zu sich zu bringen. Ich machte also von dem Reste Schießpulver, das mir übrig geblieben war, auf eine Blechtasse ein Häufchen, stellte dieselbe knapp an das rechte Ohr des Onkels und warf dann aus der Ferne ein brennendes Streichholz hin. Huh! War das ein Knall, daß die Fenster zitterten. Aber es hatte gewirkt. Der Onkel richtete sich im Bette auf und fragte, ob er schon Pagat Ultimo angesagt habe? Bald kam er ganz zu sich, und ich mußte ihm von seiner Ohnmacht erzählen. Er sagte, daß es im Zimmer stark nach Petroleum rieche, nnd daß es in seinem rechten Ohr furchtbar sause. Ich erbot mich, für den Rest der Nacht an seinem Bette aufzubleiben, um die Gespenster zu verscheuchen, insoferne er sich verpflichten wolle, mich in seinem Testamente, wie dies Papa erwartet, reichlich zu bedenken.

Er versprach dies und gestand mir sogar, daß er mich zu seinem Universalerben auserkoren habe, da ich ihm sehr gefalle. So ging denn die tolle Nacht vorüber, und Onkel Wastel atmete erleichtert auf, als uns Resi zum Frühstück bat. Der Geisterspuk hatte übrigens für den Onkel keine weiteren Folgen, als daß er auf dem rechten Ohr, infolge der Pulverexplosion, schwerhörig wurde und ihm die wenigen Haare, die ihm über dem Ohr wuchsen,

auf der einen Seite vollständig weggebrannt waren. Er war erst sehr ungehalten darüber; allein er ließ sich trösten, indem ich darauf hinwies, daß das unheimliche Volk noch Ärgeres hätte mit ihm vornehmen können. Er nahm mir sodann das Versprechen ab, Papa und den übrigen gegenüber kein Wörtchen von den Erlebnissen der verflossenen Nacht zu erzählen, widrigenfalls er mich enterben müßte. Ich versprach es gerne, da Papas Spürnase ohnehin gar bald hinter die Sache und über meine bessere Körperhälfte gekommen wäre. Nach dem Frühstück äußerte Onkel den Wunsch, in dem Lehnstuhle ein wenig zu schlafen, wie er dies vom Hause aus gewohnt sei. Wir zogen uns daher alle zurück und überließen ihn dem Traumgott. Ich benützte Onkels Siesta, um ein wenig in seiner Reisetasche nachzusehen. Mein Interesse erregte nur ein schönes Fernrohr, das er als großer Naturfreund stets mit sich führt. Ich nahm es aus der Tasche und schraubte sämtliche Linsen heraus. Dieselben vergrößern alle Gegenstände ungemein. Ich brauche sie dringend zu mikroskopischen Untersuchungen beim naturgeschichtlichen Unterrichte, während sie dem Onkel blos zum Vergnügen dienen. Wissenschaft geht vor alles, weshalb ich beschloß, die Gläser für mich zu behalten. Ich ging zum Glaser und ließ mir ganz gleiche Scheibchen aus gewöhnlichem

Fensterglas schneiden, die ich in das Fernrohr einsetzte. Sie kosteten mich 20 Kreuzer, doch sind die scharfen Linsen diesen Betrag wert. Onkel Wastel will nachmittags auf den Kahlenberg, um die Stadt



aus der Vogelperspektive zu betrachten. Es thut mir sehr leid, daß er durch das Rohr nicht besser sehen wird als mit freiem Auge. Doch wie gesagt, man muß der Wissenschaft Opfer bringen. Als ich das Fernrohr wieder in Ordnung gebracht und in

die Tasche gelegt hatte, begab ich mich in das Speisezimmer, um zu sehen, ob der Onkel noch schlafe. Er that es noch, und es war ein komischer Anblick. Der Kopf war ihm zurückgesunken, und den Mund hielt er weit offen. Ich betrachtete ihn eine Weile, als mir plötzlich einfiel, mit dem Schläfer ein wenig Klinik zu spielen. Nur konnte ich mich lange nicht entschließen, ob ich ihm die Mandeln herausnehmen, das Hörnchen an der Nase wegschneiden oder den einzigen Schneidezahn, der ihm noch im Oberkiefer stak, ziehen solle. Zur ersteren Prozedur hätte ich kein geeignetes Instrument gehabt, da sich die Kohlenzange als zu groß erwies. Die Nasenoperation war mir zu unbedeutend, also entschloß ich mich zum Zahnziehen. Ich holte rasch meine kleine Beißzange, stieg auf einen Schemel, packte mit einem raschen Griff den Zahn und sprang dann vom Schemel hinab. Ich hatte den überaus großen Zahn in der Zange, aber der Onkel war leider erwacht und machte ein schreckliches Geschrei, so daß alle zusammenliefen. Ich versicherte, dem Onkel einen großen Dienst erwiesen zu haben, da ihm der Zahn möglicherweise einmal noch viele Schmerzen hätte verursachen können; allein es nützte nichts, und alle schimpften und pufften mich. Onkel Wastel sagte wütend, daß ich enterbt sei, worauf ich erwiderte, daß ich von einem Manne, der sich vor Gespenstern

fürchtet, ohnehin nichts annehmen würde. Papa schleppte mich natürlich auf mein Zimmer, und ich vermute, daß er das nächste Mal eine Wagenstange nehmen wird, um mir seine Meinung beizubringen. Mein Äußeres vom Kreuzbein abwärts thut mir fürchterlich weh', und ich schreibe diese Zeilen, wegen der Schmerzen, die ich an entgegengesetzter Stelle verspüre, auf dem Bauche liegend. Doch auch das geht vorüber!

VIII.

Ein Spaziergang.

Mich allabendlich zu prügeln, scheint Papa bereits zur Lebensgewohnheit geworden zu sein. Ich glaube, er hat dies vor dem Schlafengehen nötig wie ein kleines Kind seinen Luller. Es ist sehr traurig, daß Papa kein anderes Schlafmittel weiß. Gestern hatte ich übrigens einen sehr heiteren Tag; ich machte kolossale Späße, und ich hätte es gewiß nicht verdient, abends wieder mit dem Stocke belästigt zu werden. Einen sehr gelungenen Witz machte ich schon zeitlich früh, als ich aufstand. Ich ging in Malwinens Zimmer, um ihr Glück zu wünschen, da ihr Geburtstag war. Wenn ich nicht irre, ist es schon der achtundzwanzigste. Sie hatte eben für einige Augenblicke das Zimmer verlassen, welche ich benützte, ihr eine kleine Überraschung zu bereiten. Ich schraubte rasch den Zer=

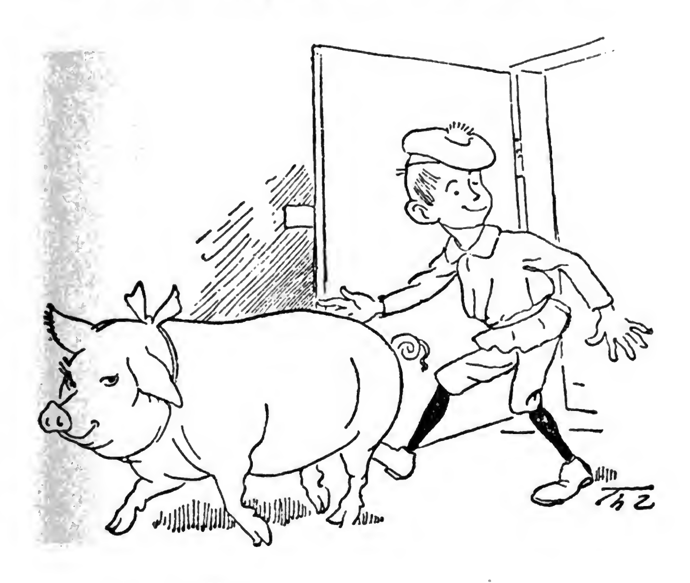
stäubungsapparat von ihrer dunkelblauen Kölnerwasser-Phiole herab und goß ein Fläschchen violetter Tinte hinein. Meine Schwester spritzt sich täglich Kölnerwasser in das Gesicht, und sie wird sehr erstaunt gewesen sein, daß diesmal die Flüssigkeit eine blaue Farbe angenommen hat. Natürlich kam wieder alle Schuld auf mich. Hätte ich geahnt, daß sich die Tinte so schlecht vom Gesichte abwaschen läßt, so hätte ich es nicht gethan. Man verlangt von mir, daß ich allwissend sei wie Gott. Malwine mußte sich wegen ihres blaugesprenkelten Antlitzes den ganzen Tag über in ihrem Zimmer eingeschlossen halten, und sie weinte sehr, weil ihr dadurch das Geburtsfest verdorben wurde. Nicht ein Stückchen Torte gab sie mir von den vielen, die sie bekommen hatte.

Angeekelt von meinem vertrackten Familienleben, begab ich mich auf die Straße, um mich durch einen Spaziergang etwas zu zerstreuen. Ich läutete an einigen Hausthoren an und lernte dadurch das ungeschliffene Benehmen unserer Hausmeister kennen. Die Kerle schimpften, als wäre der Weg von ihrer Wohnung zum Thore ein meilenweiter. Die Civilisation ist in unserem Vaterlande noch weit zurück.

Ich schlenderte sodann durch die Flurgasse, welche ein sehr ländliches Gepräge trägt; sie besitzt wenige Häuschen, die durch große, zum Teile sehr

verwilderte Gärten miteinander verbunden sind. In der Mitte dieser Gasse befindet sich das Gasthaus zur „blauen Katze“, in dessen großem Garten zur Sommerszeit häufig Festlichkeiten abgehalten werden. Auch heute lud ein buntes Plakat zu dem abends stattfindenden Meisterschaftspreiskegeln ein. Als Ehrenpreis war ein wirkliches, lebendes Schwein ausgeschrieben. Ich war sehr neugierig dieses Ehrenschwein zu sehen, und so schlich ich mich um das Haus herum, zu dem rückwärts gelegenen Stalle. Derselbe war blos durch einen Holzriegel verschlossen, und so konnte ich ungehindert eintreten. Da stand es vor mir, das arme Tier, rein gewaschen und mit einem Rosaband um den Hals. Es war an einen Pflock gebunden, so daß es sich nicht niederlegen konnte. Für ein Schwein muß es furchtbar sein, rein geputzt dazustehen, ohne jede Möglichkeit, sich auf dem Boden zu wälzen. Es schien sich auch recht unbehaglich zu fühlen, etwa wie ich in meinen Sonntagskleidern. Es sah mich so wehmütig an, und an seinem Rüssel perlte eine Thräne. Welcher Psychologe hätte vermocht, die Vorgänge in dem Seelenleben dieses Wesens zu ergründen? Hingerissen von dem Gefühle der Nächstenliebe durchschnitt ich den Strang. Ein dankbares Grunzen entrang sich dem Herzen des vierfüßigen Märtyrers, welches mich auf das Tiefste

rührte. Ich beschloß daher meinem Werke die Krone aufzusetzen, und im nächsten Augenblicke trabte auch schon das Tier im Vollgenusse geschenkter Freiheit die Straße fürbaß. Ich blickte ihm nach, bis sein



geringeltes Schwänzlein um die nächste Ecke verschwand, dann ging ich im Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben, meines Weges. Als ich wieder an dem Plakat vorbeikam, konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren. Ahnungslose Kegler,

kegelt heute Abend um die Ehre, denn Euer Preis ist dahin.

Ich war nicht weit gegangen, als mich ein vornehm aussehender, älterer Herr von einem Fenster aus anrief. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, gegen ein Trinkgeld zwei Pakete zu bestellen. Ich sagte zu, und er reichte mir zwei in dickes Papier gehüllte Gegenstände heraus.

„Dieses längliche Paket trägst Du in die Müllersche Druckerei nächst der Johanneskirche und das runde hier übergiebst Du meiner Frau, Schöffelgasse 6, Halbstock links. In der Druckerei sagst Du: der Herausgeber des „Spottvogel", Herr Dr. Wichtig, lasse sich empfehlen und man soll sich gleich darüber machen, und meiner Gattin sagst Du, sie möge sich's gut schmecken lassen." Er drückte mir eine Krone in die Hand, und ich ging. Knapp an der Thür zum Müllerschen Geschäfte kam mir der Einfall, ob es nicht einen Spaß gäbe, wenn ich die beiden Pakete verwechseln würde. Gedacht, gethan. Ich übergab den anwesenden Setzern das bauchige Paket, war aber klug genug, den Auftrag Dr. Wichtigs gewissenhaft zu bestellen. Ich sagte also, die Herren möchten sich sofort darüber machen. Die Leute lüfteten kopfschüttelnd die Hülle, und vor ihnen lag eine feiste, gebratene Gans. Sie grinsten vergnügt und baten mich, dem Herrn Doktor auszu-

richten, daß sie keinen Augenblick gezögert hätten, seinem Auftrage zu entsprechen. Einer zerschnitt auch sofort den saftigen Braten, und alle langten gierig zu. Da sie mir nicht ein Stückchen abgaben, verdroß es mich sehr, die Pakete vertauscht zu haben, und mißmutig machte ich mich auf den Weg in die Schößelgasse. Frau Dr. Wichtig öffnete mir selbst die Thüre und fragte mich freundlich nach meinem Begehr. Ein wenig verstimmt überreichte ich ihr das Paket mit den Worten meines Auftraggebers. Die Dame riß gleich den Buchdruckern sofort das Umschlagpapier ab und in ihren Händen befand sich ein ziemlich umfangreiches Manuskript. Sie lächelte und meinte:

„Aha, da schickt mir mein guter Mann wieder einmal solch schwer leserliches Zeug zur Vorprüfung und der Schäker läßt mir darum sagen, ich möge mir's gut schmecken lassen. O diese bösen Romanschreiber mit ihren gräßlichen Handschriften." Sie seufzte tief und legte den Pack auf den Tisch. Die Frau sprach so lieb und sanft, und doch schnitt mir jedes ihrer Worte in die Seele. Ich fühlte, daß ich diesmal einen recht dummen Scherz gemacht hatte, und gerne hätte ich meine Krone dahin gegeben, wenn die Geschichte ungeschehen zu machen gewesen wäre. Ich schlich mich beschämt davon und schritt gesenkten Hauptes die

Schöffelgasse entlang, als mein Blick auf eine alte hölzerne Schnupftabakbüchse fiel, welche im Rinnstein lag. Welch herber Verlust für ihren Eigentümer! Ich hob sie auf und fand sie frisch gefüllt. Sie war unter Brüdern fünf Kreuzer wert, denn ein Fremder hätte keine zwei dafür gegeben. Ich steckte sie zu mir, um sie bei nächster Gelegenheit gegen einen verwendbareren Gegenstand einzutauschen. Da ich noch nie in meinem Leben geschnupft hatte, nahm ich vorher eine Prise, welche mich zwang, mehr als ein Dutzend mal zu niesen. Es muß sehr starker Tabak gewesen sein, vielleicht gar mit Pfeffer oder sonstigem scharfen Zeug vermengt und von einem Spaßvogel weggelegt, um dem Finder ein Schnippchen zu schlagen.

Als ich zur vornehmen Privatschule in der Friedrichstraße kam, stand eine Schar festlich angezogener Schüler in dem kleinen Vorgarten. Ich fühle mich zu schön gekleideten Knaben nicht hingezogen, denn es sind in der Regel verweichlichte Muttersöhnchen, die noch nicht das geringste Abenteuer bestanden haben, die das ganze Jahr hindurch keine Prügel bekommen und daher so blaß aussehen; die sich nicht schämen von der Magd zur Schule begleitet zu werden und die sich auf Tantes Schoß wohler fühlen, als im Getümmel der Welt. Trotzdem blieb ich stehen, um zu erfahren, weswegen sie

im Sonntagsstaate vor der Schulpforte stehen müßten. Sie sagten, es komme der Herr Kirchenrat, um die Schule zu besichtigen und den Fortschritt des Religonsunterrichtes zu prüfen, und sie müßten seine Ankunft hier erwarten, um ihn mit einem Festgesange in das Haus zu führen. Der Besitzer der Schule war mit dem Lehrer dem hohen Herrn ein Stück Weges entgegen gegangen. Da kam es mir in den Sinn, mit dem Schnupftabak einen Spaß zu machen. Ich zog die Dose hervor und reichte sie im Kreise herum und lachend nahm jeder eine tüchtige Prise. In diesem Augenblicke kamen aber die Schulmänner mit dem Gaste, welcher nun statt mit Gesang, durch ein markerschütterndes Niesen begrüßt wurde. Es war komisch anzusehen, wie sich die Knaben bemühten ihre Nasen zu bändigen; sie schnitten dabei die lächerlichsten Grimassen und zum Schluße blieb der Tabak Sieger. Lächelnd sagte der geistliche Herr zu dem wie versteinert neben ihm stehenden Schulleiter:

„Ihre Zöglinge scheinen einen gewaltigen Schnupfen zu haben?"

Da rief der langbeinige Lehrer, vor Wut kirschrot im Gesicht, den Jungen zu:

„Achtung, Chor! Eins—zwei—drei!"

Die armen Schnupfer machten alle Anstrengungen, den von ihrem Lehrer gedichteten und ver-

tonten Festchoral zu singen, doch blieb alle Mühe vergebens, denn trotzdem immer wieder von vorne begonnen wurde, kam es nicht über die beiden ersten Worte hinaus, da nach dem „Heil dir" jedesmal einige Nasen ein kräftiges „Hazi!" dazwischen bliesen. Dem Kirchenrate wurde es schließlich zu dumm, und ungnädig sagte er:

„Sie hätten die armen, durch und durch erkälteten Kinder nicht auf die windige Straße stellen sollen."

Er trat mit dem zerknirschten Schulinhaber in das Haus, gefolgt von den niesenden Schülern und dem erzürnten Lehrer, dessen Schöpfung leider nicht zum Vortrage kommen konnte.

Mir schien es aber an der Zeit, den Heimweg anzutreten, um weitläufigen Auseinandersetzungen mit Papa auszuweichen. Befriedigt, meine paar freien Stunden heute so angenehm und nützlich verbracht zu haben, schritt ich die Kaiserstraße hinab, hie und da vor einem Schaufenster Halt machend. Da gewahrte ich an einem Hause eine kleine Tafel mit folgender Inschrift:

Cäcilie Mayer
geprüfte Hebamme.

Über diesem Texte war eine auf Wolken thronende Muttergottes gemalt. Vielleicht läßt sich ein Witz

machen, dachte ich mir, und suchte eine Visitenkarte Herrn Wilhelms hervor, die ich zufällig bei mir trug. Ich schrieb auf dieselbe mit Bleistift: „Liebe



Frau Mayer, kommen Sie sofort zu mir ins Bureau, da ich Ihrer Hilfe dringendst bedarf. Nehmen Sie Ihre Instrumente mit, und fragen Sie beim Herrn Amtsvorstand nach mir." Die Karte gab ich dann

bei Frau Mayer ab. Sie versprach, gleich zu kommen, und fragte, ob sie Öl oder Stärkewasser mitnehmen solle. Ich schlug vor, Schwefelsäure zu nehmen. Sie lachte und meinte, daß man so drastische Mittel nicht anwenden könne. Als Wilhelm abends zu uns kam, geberdete er sich wie ein kleiner Junge. Er versicherte, daß er im Bureau durch meine Unverschämtheit unmöglich geworden sei. Frau Mayer brachte nämlich die Karte dem Herrn Vorstand, und es gab im ganzen Amte ein furchtbares Halloh, und die Stichelreden wollten kein Ende nehmen. Wäre ich ein Prophet, so hätte ich das alles vorausgesehen, und der Vorfall hätte sich nicht ereignet. Von einem armen Knaben sollte man keine Hellseherkünste verlangen, und man soll einen solchen, derartiger Kleinigkeiten wegen, nicht mit dem Stocke zu Bette jagen.

IX.

Die Reise nach Stagelfeld.

Papa berief mich auf sein Arbeitszimmer und sagte zu mir, er beabsichtige, seinem Freund Werner, welcher Bezirksrichter in Stagelfeld ist, einen längst versprochenen Besuch abzustatten, und er wolle mich mitnehmen, da er es für nicht ausgeschlossen halte, daß ich während seiner Abwesenheit das Haus in Brand stecken oder sonstiges Unheil anrichten würde. Ich freute mich wie ein Kind und nahm mir vor, die paar Stunden bis zu unserer Abreise mit einem harmlosen Spiele zu verkürzen. Als ich Papas Zimmer verließ und eben in den Salon eintreten wollte, bemerkte ich Herrn Wilhelm und meine Schwester dicht aneinandergeschmiegt auf dem Sofa sitzen. E. küßte sie heftig, so daß sie auf der einen Wange gar keine Schminke mehr hatte. Oft weiß der Mensch nicht, wovon er fett wird. Ich nahm

rasch aus Mamas Kommode einige Sicherheitsnadeln und kroch unhörbar wie eine Schlange unter das Sofa, unbeachtet von den beiden Narren. Hierauf befestigte ich Wilhelms Rockschöße und Malwinens Kleid an das Sofa und huschte dann lautlos hinaus. Papa war jetzt im Hofe, um dem Gesinde Aufträge und Weisungen für die Dauer seiner Abwesenheit zu geben. Ich schrie, daß aus dem Salon starker Brandgeruch dringe, und alle stürzten hinein. Es war zum Kranklachen anzusehen, wie sich Wilhelm und Malwine vergeblich bemühten vom Sofa aufzuspringen. Malwine hätte sehr viel Karmin verwenden müssen, um ihr Gesicht so zu färben, wie es jetzt von selbst geworden war und auch Herrn Wilhelms Antlitz war tief gerötet, so daß sein Kopf einer feurigen Kugel glich. Sie stotterten gräßliches Zeug zusammen, was kein Mensch verstand. Die Dienerschaft unterdrückte mühsam das Lachen, Papa aber war auf Herrn Wilhelm sehr böse und er raunte ihm einige spitze Worte zu, welche diesen noch mehr aus der Fassung brachten. Man soll nicht glauben, welche Verlegenheiten unscheinbare Sicherheitsnadeln verursachen können.

Ich begab mich auf die Gasse, um einige Kinder zum Spiele zu suchen. Ich fand auch bald fünf oder sechs Schulkameraden zusammen und wir

beschlossen, in unserem Garten „Indianer auf dem Kriegspfad“ zu spielen. Wir bewaffneten uns, so gut es anging, und ich brachte einige Zöpfe von Mama und Malwine, welche wir uns als Skalpe an die Gürtel befestigten. Sodann strichen wir



uns mit Mamas Haarfärbemittel Gesicht und Hände an, so daß wir wie wirkliche Wilde aussahen, was uns vielen Spaß machte. Ich wußte nicht, daß sich diese Farbe so schwer abwaschen läßt und daß es Wochen dauern würde, bis man wieder Bleichgesicht wird. Wir schrieben sodann Indianernamen auf Zettel und losten. Auf mich fiel der Name „Das

fliegende Stinktier". Mir wäre Karls Titel „Der grunzende Adler" lieber gewesen. Toni, „Der schielende Büffel", brachte aus dem Friseurgeschäfte seines Vaters einige Perücken, die wir auf in die Erde getriebene Stangen steckten, und eine schöne, große, wächserne Frisierpuppe, welche von uns als weiße Squaw gefangen genommen, skalpiert und mit Pfeilen beschossen wurde. Konnte ich wissen, daß Tonis Vater die Büste so notwendig für sein Schaufenster braucht, und daß er von meinem Papa 25 Gulden Schadenersatz verlangen wird? Übrigens war es Gustav, „Der lächelnde Pavian", der ihr mit einem Steinwurf die Hirnschale zerschmetterte. Köpfe aus Wachs sollte man nicht erzeugen dürfen, weil sie sich für derartige Spiele gar nicht eignen. Ich holte sodann des Kutschers lange Pfeife herbei, und entzündete ein Lagerfeuer, um welches wir uns kauerten. Die Friedenspfeife, welche furchtbar stank und qualmte, war erst einige Male im Kreise herumgegangen, als plötzlich „Der schielende Büffel" aufsprang und sich an der Gartenmauer zu schaffen machte. Das Beispiel wirkte ansteckend, und bald lehnten wir der Reihe nach an der Mauer. Mir war sehr übel zu Mute, mich schwindelte, und ich fluchte wie ein Heide. Die braunen verzerrten Gesichter mit den aus den Höhlen strebenden Augen waren unheimlich anzusehen. Alle waren ganz

kleinlaut, nur „Der lächelnde Pavian“ winselte wie eine junge Katze. Wie erschrak ich aber, als ich den Kopf wandte und sah, daß ein Prairiebrand ausgebrochen war. Unser Lagerfeuer hatte das auf dem Rasen ausgebreitete Heu ergriffen, welches nun in einer Ausdehnung von einigen Quadratmetern brannte.

„Retten wir uns!“ rief ich den Brüdern meines Stammes zu, „die Bleichgesichter werden den Brand schon löschen.“

Wir sprangen über die Gartenmauer, hinter welcher ein Bach fließt. Wir wollten uns Gesicht und Hände waschen und erschraken sehr, als wir wahrnahmen, daß die Farbe nicht abgehen wollte. Alle waren sehr zornig und drohten, mich zu prügeln, weil ich sie angestrichen hatte. Ich sagte, ein solches Benehmen sei Rebellion gegen ihren Häuptling, und der große Geist würde darob zürnen, worauf die gottlosen Jungen erwiderten, daß sie sowohl auf den großen Geist als auch auf meine Häuptlingswürde pfiffen. Da meine Lage immer bedrohter wurde, sprang ich mit einem kühnen Satze in unseren Garten zurück, wo die Dienstleute den Brand bereits gelöscht hatten. Glücklicherweise hatte Papa von dem Feuer keine Kenntnis erlangt, so daß ich langweiligen Auseinandersetzungen mit ihm enthoben war. Alle

lachten über mein dunkelbraunes Gesicht, und Resi sagte, daß es höchste Zeit sei, mich für die Reise anzukleiden, daß sie aber daran zweifle, daß Papa mit solch einem Negerknaben fahren werde.

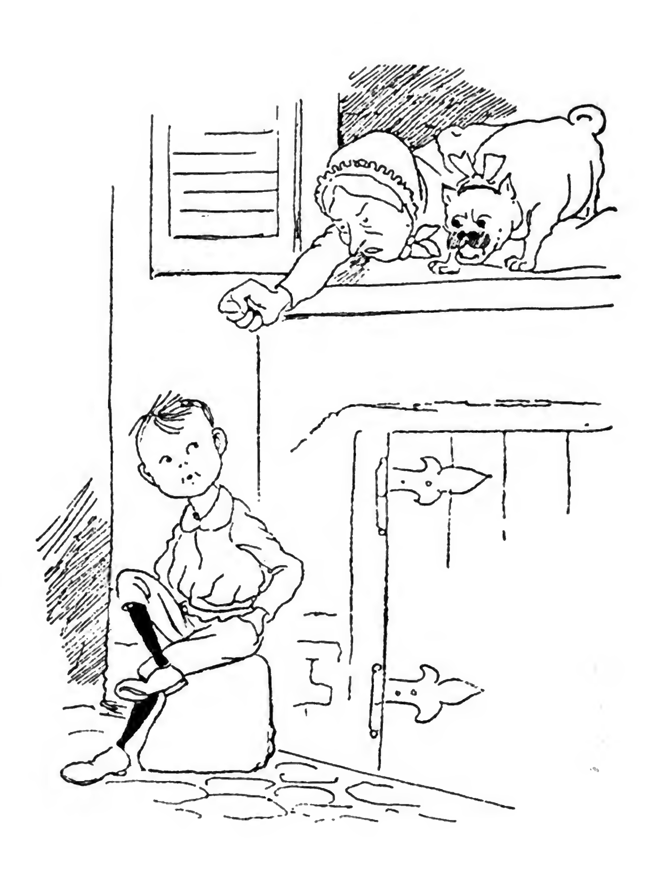
In der That war Papa sehr zornig, aber er sagte, er wolle mich doch mitnehmen, um mich gegebenen Falls in Stagelfeld in Kost zu geben und zwar bei recht strengen Leuten, wo ich mehr Prügel als Essen bekommen werde. Ist das die vielgepriesene und von den Dichtern so schön besungene Elternliebe? Bisher hielten sich bei mir Speise und Schläge die Wagschale; ich bekam von beiden genug ab, nun aber sollen die letzteren überwiegen? Man wird mit Gewalt dem Anarchismus in die Arme getrieben. Auf dem Wege zum Bahnhofe glotzten mich die Leute lachend an, und meine Zunge vertrocknete ganz durch das ofte Herausstrecken. Endlich saßen wir im Eisenbahnwagen und die Fahrt ging anfangs ziemlich glatt von statten. Papa vertiefte sich in eine Zeitung, und ich sah zum Fenster hinaus. Die Bahnwächter, an denen wir vorbeifuhren, ärgerten sich ungeheuer, weil ich lange Nasen drehte. Ein Windstoß riß mir plötzlich den Hut vom Kopf und jagte ihn über den Damm hinunter in den Fluß. Papa war zornig, wie dies nun einmal seine Gewohnheit ist, und die Mitreisenden bedauerten mich, bis auf einen dicken

Mann, der mir gegenüber saß und der sich schon vorher über mein Indianergesicht lustig gemacht hatte. Er lachte, daß ihm der Bauch wackelte und meinte, ich solle dem Hute nachlaufen. Bosheit und Schadenfreude müssen bestraft werden. Also nahm ich, als der Spötter ein wenig einschlief, seinen Hut, der neben ihm auf dem Sitze lag und ließ ihn zum Fenster hinausgleiten. Niemand hatte es bemerkt. Ich war begierig, was er sagen wird, wenn er den Verlust entdeckt. Ich beschoß daher seine dicke Kupfernase mit Papierkügelchen, bis er erwachte. Er suchte nach seinem Hute und geriet außer sich, als er ihn nicht fand. Niemand wußte ihm Auskunft zu geben. Er warf wütende Blicke nach mir, zeterte noch eine Weile und schlief dann wieder ein. Ich langweilte mich schrecklich, also stieg ich auf meinen Sitzplatz, um einige Ankündigungen zu lesen, welche an der Wand klebten. Da fiel mein Blick auf ein kleines, vorne mit Pergamentpapier verschlossenes Kästchen, das die Aufschrift „Notsignal" trug. Ich dachte mir, ob solch ein wichtiges Signal auch immer richtig funktioniere. Kurz entschlossen, drückte ich den Verschluß durch und zog an der Leine. Sodann sprang ich rasch hinab, wobei ich einen schweren Handkoffer mitriß, welcher dem Dicken auf den Kahlkopf fiel. Papa wollte mir eben einige Püffe verabfolgen, als die Lokomotive einen schrillen

Pfiff machte und der Zug mit einem starken Ruck stehen blieb. In den Waggons kreischten die Weiber und riefen die Männer, während das Zugspersonal wie verrückt auf- und ablief. Es kam auch ein Schaffner in unsere Abteilung mit der Frage, ob hier etwas geschehen sei. Er warf einen Blick zu dem Kästchen empor und sagte, daß von hier aus das Notsignal gegeben wurde. Nun wurde ich von allen Seiten mit bittern Vorwürfen überhäuft, und besonders der Dicke, dem der Koffer eine mächtige Stirnbeule geschlagen hatte, wurde nicht müde, mich zu verleumden. Der Eisenbahnbedienstete drohte, mich der Gendarmerie zu übergeben, und Papa hatte Mühe, den groben Menschen zu beschwichtigen. Ich sagte, es wäre viel gescheidter, daß kein Eisenbahnunfall geschehen sei und das Signal seine Schuldigkeit gethan habe, als wenn sich in Wirklichkeit ein Unglück ereignet und das Notsignal nicht funktioniert hätte. Doch was half diese vernünftige Rechtfertigung? Ich zog wie immer den Kürzeren, weil ein armes, unschuldiges Kind niemals einen Anwalt findet. Das höhnische Gelächter des Dicken wird mir unvergeßlich bleiben. Ich war froh, als die Fahrt zu Ende war.

Stagelfeld ist ein Marktflecken von großer Einförmigkeit, und doch wünschte ich mir, als wir den Ort betraten, für immer hier unter den Natur-

kindern weilen zu können und nicht wieder zurück zu müssen zu den ungerechten, verderbten Stadtmenschen. Wie sehr hatte ich mich aber getäuscht. Papa meinte, er könne unmöglich solch einen braun angestrichenen, gott- und hutlosen Jungen dem Freunde als Sohn vorstellen, ich möge auf der Straße seine Rückkehr abwarten und einstweilen nach einem Hutladen Umschau halten. Überflüssigerweise trug er mir noch auf, recht brav zu sein, da mich sonst sein Freund, der Richter, in den Kerker werfen lassen würde. Ich setzte mich also ruhig vor ein Haus und dachte über mein Schicksal nach, wobei ich wütend den Radetzkymarsch pfiff. Ich hatte noch nicht lange gepfiffen, als ich über mir eine krächzende Stimme vernahm. Ich blickte empor und erschrak sehr, denn aus einem Fenster lehnte sich eine Frau, welche noch viel häßlicher war als Frau Streiter und die mich beschimpfte, weil ich unter ihrem Fenster pfiff. Neben ihr, auf dem Fensterbrett, hockte ein armseliger, altersschwacher Mops, welcher mich in frecher Weise ankläffte. Ich sagte, es ginge sie gar nichts an, wenn ich pfeife, und schnitt einige Grimassen hinauf, um ihr zu imponieren. Sie erwiderte, daß sie vollkommen überzeugt sei, daß ich heute oder morgen an den Galgen kommen werde, welche Äußerung mich auf das höchste empörte. Was sagt Ihr dazu, liebe Leser?



Verdient ein armer, machtloser Junge hingerichtet zu werden, weil er ruhig auf einem Stein saß und den Radetzkymarsch pfiff? Ich wandte mich unwillig ab, und auch die Alte verließ das Fenster, nur der Hund blieb sitzen, unaufhörlich nach mir herunterbellend. Ich zog also meine Schleuder, die ich als Reisewaffe mitgenommen hatte, aus der Tasche und schoß einen Stein nach dem Kläffer, der ihn mitten auf die Stirne traf. Mit einem tiefen Seufzer fiel er rücklings in das Zimmer, ich aber eilte davon, um mich nicht abermals mit dem bösen Weibe abgeben zu müssen. Ich begab mich also auf die Suche nach einem Huter, und da kam ich vor ein niedliches Häuschen, an dem die Tafel eines Arztes angebracht war. Das kleine Thor war gesperrt; ich zog daher die Glocke, und bald erschien ein alter Herr im Schlafrock und fragte, was ich wünsche, da er der Doktor sei. Ich verneigte mich und sprach: „Eigentlich wollte ich mir blos das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft verschaffen, um aber mit dem Angenehmen zugleich das Nützliche zu verbinden, möchte ich Sie um eine Auskunft bitten. Ich bin nämlich seit heute Mittag auf der Reise und daher über die allerletzten Errungenschaften der Medizin noch nicht unterrichtet. Nachdem aber bei dem rastlosen Fortschritte dieser Wissenschaft anzunehmen ist, daß

während meiner Reise die eine oder andere Entdeckung . . . . . ." Weiter ließ mich der Alte nicht sprechen. „Elender Negerknabe, schere dich zum Teufel!" schrie er, purpurrot im Gesichte, und schlug mir das Thor vor der Nase zu. Solche Leute zählne



sich zu den gebildeten Menschen. Ich ging kopfschüttelnd weiter und kam zu einem Hause, in dessen Flur Wäsche zum Trocknen aufgehängt war. Ich nahm einen großen Frauenstrumpf von der Leine, welchen ich einem Kater, der sich an meinen Fuß schmiegte, über die Ohren zog, so daß blos seine Hinterbeine herausragten. Er lief wie verrückt in

das Haus, und bald kamen Leute heraus, die mich beschimpften, obwohl sie gar keine Beweise meiner Schuld in Händen hatten.

Es ist unglaublich, wie ungehobelt heutzutage die Menschen sind, so daß ihre Roheit sich nicht einmal einem Fremden gegenüber Zügel anlegt, einem Reisenden gegenüber, dem das Gastrecht gebührt. Ein solches Benehmen trägt gewiß nicht zur Hebung des Fremdenverkehrs in diesem Städtchen bei. Ich hatte ja keine Ahnung, daß die Katze Milchtöpfe umwerfen und Fensterscheiben zertrümmern werde. Die Leute hörten erst zu schelten auf, als ich sagte, daß ich ein Sohn des Richters und soeben aus der Hauptstadt angekommen wäre. Notlüge ist keine Lüge. Einer der Anwesenden meinte, daß der Richter als Student ein Verhältnis mit einer Kongonegerin aus dem Tiergarten gehabt haben dürfte, worauf mein erotisches Gesicht hindeute. Lachend sagte eine Frau: „Hoffentlich nimmst Du nicht dauernden Aufenthalt hier, sondern kehrst bald in Deine Heimat nach Afrika zurück?“ — Hierauf zog sich die flegelhafte Sippe in das Haus zurück. Ich war ob der erlittenen Unbill wütend und verwünschte mein gefärbtes Gesicht. Um mich ein wenig zu zerstreuen, zog ich wieder meine Schleuder hervor und schoß Steine nach der großen Rathausuhr, welcher ich alsbald den großen Zeiger abschoß,

der klirrend, knapp vor der Nase eines vorüberfahrenden Radfahrers zu Boden fiel. Letzterer erschrak so sehr, daß er vom Rade stürzte. Obwohl er sich blos den rechten Fuß gebrochen hatte, schlugen



die Leute großen Lärm und infolge der maßlosen Anschuldigungen der Umstehenden, erklärte mich ein hinzugekommener Gendarm für verhaftet.

Liebe Leser, erlaßt es mir, Euch die Gefühle zu schildern, welche mich beherrschten, als ich vor den Richter

geführt wurde, an dessen Seite mein Vater saß. Ebensowenig vermöchte ich das Gesicht zu beschreiben, welches Papa machte, als er meiner ansichtig geworden. Ich rief im Geiste nach einem Blitzstrahl, der mich armes, verlassenes Kind mit einem Schlage niederschmettern würde, und ich beschwor den Erdboden sich zu öffnen, um mich mit Haut und Haar zu verschlingen. Leider vergebens; denn nicht nur die Menschheit, sondern auch die Natur scheint sich gegen mich verschworen zu haben. Etwas erheiternd wirkte auf mich und den Richter die Aufklärung der Thatsache, daß ich der Sohn des Freundes des letzteren bin. Meine bessere Laune wurde jedoch gleich wieder getrübt, als die Alte mit ihrem toten Mops und die Leute mit den zerbrochenen Milchtöpfen hereintraten. Sie hatten von meiner Verhaftung vernommen und waren nun erschienen, um sich der Anklage gegen mich anzuschließen und Schadenersatz zu begehren. Die Frau mit dem Hunde verlangte lebenslänglichen schweren Kerker mit täglich einem Fasttage für mich. Der einsichtsvolle Richter erkannte aber, mit Rücksicht auf mein Alter, blos auf häusliche Züchtigung, welche Papa sofort mit des Richters Lineal vornehmen wollte. Ich legte ungestüm Verwahrung gegen einen solchen ungesetzlichen Vollzug der Strafe ein, indem ich darauf hinwies, daß man eine häusliche Züchti-

gung nur zu Hause und nicht an einem fremden Orte vollziehen könne; allein was gelten logische Beweisführungen gegenüber Papas Prügelsucht. Sehr leid that es mir, daß sich der freundliche Richter meinetwegen ein neues Lineal kaufen mußte.



X.

Der Abschied vom Leser.

Ich habe heute meine Feder in heiße Thränen getaucht; Papas Wege sind eben unergründlich. Er hat beschlossen, mich morgen in eine Erziehungsanstalt zu bringen, welche, weit weg von Wien liegend, von geistlichen Herren geleitet wird, und da glaube ich kaum mehr Gelegenheit zu finden, mich mit Euch zu unterhalten. Allerdings habe ich die Absicht, so bald als möglich aus dem Kloster durchzubrennen und nach Amerika auszuwandern Ich habe mir zu diesem Vorhaben bereits verschiedene Gegenstände in meine Kleider eingenäht, und zwar eine Feile, einen langen Strick, ein Fläschchen Chloroform zum Betäuben meines Wächters, einen falschen Schnurrbart und dergleichen. Doch, ich höre Euch fragen, wieso es zu einer solch unmenschlichen Maßregel gegen mich gekommen ist.

Natürlich wieder nur durch einen mißverstandenen Spaß. Der alte Hauptmann hat nämlich seit einiger Zeit die Gewohnheit, nach dem Abendessen eine Pfeife zu rauchen, worüber sich Mama furchtbar ärgert. Papa hat aber nicht nur nichts dagegen, sondern er richtet sogar selbst die Pfeife vor, welche der Hauptmann ihm in Verwahrung gegeben hat. Ich hörte, wie vorgestern Mama zu Malwine sagte, daß sie sich keinen Rat zu schaffen wisse, wie diesem Übelstande abzuhelfen wäre. Da schwor ich im Geiste, nicht eher zu ruhen, bis ich dem Hauptmann das Rauchen abgewöhnt haben würde. Es fiel mir lange nichts Rechtes ein. Erst dachte ich daran, unserer Resi ein Haar auszureißen, um dasselbe unter den Tabak zu stopfen. Auch ein Stückchen von Mamas Hausschuh dünkte mir zu diesem Zwecke nicht schlecht. So etwas soll sogar in den besten Zigarren vorkommen. Dann kam ich wieder auf den Gedanken, ein wenig Öl auf den Tabak zu träufeln, doch stand ich auch von dieser Absicht wieder ab, da ich zur Überzeugung gelangte, daß dem guten Magen dieses Rauchers nicht beizukommen sei. Das fast einen Meter lange Weichselrohr mit Papierkügelchen zu verstopfen, ging auch nicht an; denn da wäre der Verdacht gleich auf mich gefallen.

Endlich fiel mir ein, daß ich neulich von einem

Theaterarbeiter ein Päckchen sogenanntes „Bengalisches Feuer" erhielt, das mir nun aus der Klemme helfen sollte. Als ich kürzlich im Stalle ein wenig davon entzündete, strahlte der ganze Raum in dunkelroter Glut, wie bei einer großen Feuersbrunst. Ich wartete nun einen Moment ab, in welchem ich mich allein im Speisezimmer befand, nahm den Tabak, den Papa kurz vorher in die Pfeife gestopft hatte, heraus und schüttete von dem Pulver hinein, worauf ich den Tabak wieder in den Kopf füllte. Dann stellte ich die Pfeife hin, als hätte ich sie nie in meinem Leben berührt.

Ich freute mich schon sehr darauf, wie Herr Wilhelm und Herr Schnalzer, in deren Mitte der Hauptmann zu sitzen pflegt, erschrecken würden, und ich konnte kaum erwarten, bis das Essen vorüber war. Ich war so gespannt, daß ich gar keine Späße machte, und alle fragten, ob ich mich krank fühle, da ich heute so brav wäre. Endlich sagte der Hauptmann: „Geh', Hänschen, reiche mir die Pfeife her." Ich that es mit Vergnügen und wandte kein Auge von dem Raucher. Es war mir blos leid, daß man den Pfeifenkopf nicht sehen konnte, da derselbe, wegen des langen Rohres, unter dem Tisch knapp an Wilhelms rechtem Fuß, sich befand. Der Hauptmann schmauchte ganz gemütlich, und ich befürchtete schon, zu wenig Pulver gegeben zu haben.

Dabei konnte ich vor innerlicher Erregung kaum auf dem Stuhle sitzen. Endlich ertönte ein furchtbarer Knall, so daß die Fenster zitterten und die Lampe fast verlöscht wäre, während es unter dem Tische



blutigrot hervorleuchtete. Alle waren aufgesprungen, und Herr Wilhelm schrie mit gellender Stimme, es habe ihn jemand in den Fuß geschossen. Herr Schnalzer fiel lautlos vom Stuhle, und die Damen gaben sich Mühe, ohnmächtig zu werden. Aufrichtig gestanden, war ich selbst stark erschrocken. Nur der

Hauptmann, der das Schießen noch von 1866 her gewohnt ist, und Papa bewahrten ihre Fassung. Die Pfeife war in lauter kleine Stückchen zerschellt und das Rohr war geborsten. Verletzt wurde glücklicherweise niemand, nur in Herrn Wilhelms Hose war ein faustgroßes Loch gebrannt, worüber er ganz verzweifelt war. Es stank fürchterlich von Pulver und von Wilhelms Hose. Nun wurde emsig nach der Ursache der Explosion geforscht. Es wurden die Bruchteile der Pfeife gesammelt und untersucht; die große Tabakbüchse wurde durchwühlt und Wilhelm's Bein genau beaugenscheinigt. Man konnte aber nichts Verdächtiges finden, und ich glaubte schon, mich in Sicherheit wiegen zu dürfen, als plötzlich Papa auf das Pulverschächtelchen losstürzte, das ich leider auf dem Schreibtische stehen ließ und welches überflüssigerweise die Aufschrift „Bengalisches Licht" trug. Natürlich wurde jetzt alles auf mich geschoben, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich gelyncht worden. Der Hauptmann machte ein sehr böses Gesicht und riet Papa, mich in dem Moment, da ich das nötige Alter erreicht haben werde, zur Marine zu stecken, wo man mir schon Mores lehren werde. Herr Schnalzer hinwider sagte, daß er sich gezwungen sehe, meinen Unterricht aufzugeben, da er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, mit Nächstem von mir eine Kugel in den Leib ge-



jagt zu bekommen, und Herr Wilhelm bestätigte, indem er dabei sein Bein rieb, daß ich ein lebensgefährliches Individuum wäre. Mama und Malwine weinten, was mir sehr leid that. Da sagte Papa, er wolle mit mir kurzen Prozeß machen; er werde mich übermorgen in ein sehr strenges Erziehungshaus überführen, wo ich so lange bleiben müsse, bis ich mich gründlich gebessert haben werde. Und alles, alles blos deswegen, weil ich, Mama zu Liebe, dem Hauptmann das Rauchen verleiden wollte.

Lebt also wohl, liebe Freunde, und bewahret ein gutes Gedenken

Eurem verkannten

Hans.

Ad. Methner Nachf. in Meißen.



Strobl, K.H. 464643
Der verkannte Hans
876
S919
v
NOV 12 1932
SEP 20 1938
464643
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Druck von Ad. Meltzner Nachf., Meißen i. S.